



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Massow, Wilhelm von: Die Vinetasage . 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

autoritäre Unterordnung fast auf mit der Schulentlassung im vierzehnten Lebensjahre.

Wie diese autoritären Gewalten gestärkt werden können, dies zu beantworten, ist sehr schwierig. Zu fordern ist Stärkung der Disziplinargewalt des Fortbildungsschullehrers, Anerkennung und Berücksichtigung der Fortbildungsschulzeugnisse, vor allem auch der sittlichen Führung, beim Militär, bei Verwaltungs- und Gerichtsbehörden.

Ob sich die geschilderten Verhältnisse auch anderwärts finden, sich vielleicht sogar oft wiederholen, vermag ich nicht zu sagen, glaube ich auch nicht. Die Zeit ist noch zu kurz, als daß der planmäßig geleitete Angriffsfeldzug gegen die Landbevölkerung schon allerorten Sieg melden könnte; in meinem Dorfe lagen eben sehr günstige Bedingungen vor. Aber das Beispiel gibt doch zu denken. Wer unter den heutigen Verhältnissen siegen wird, ist mir unzweifelhaft. Ich vermag es aber nicht auszudenken, was aus unserm Heer, unsrer Nation überhaupt werden soll, wenn das Mark eines Volks, das Bauerntum, sozialdemokratisch zerfressen und somit angefault ist.



## Die Vinetasage

Von Wilhelm von Massow

### 1



Uedermann kennt die wunderbar stimmungsvolle Sage von der glänzenden, üppigen Handelsstadt Vineta am Gestade der Ostsee, der Wunderstadt, die eines Tages zur Strafe für sündigen Übermut von den Fluten des Meeres verschlungen wurde. Seitdem ruht ihre versunkne Pracht auf dem Meeresgrunde, nur Sonntagfinder dürfen zuzeiten etwas von dieser Herrlichkeit schauen, und geheimnisvolle Glockenklänge, die heraufschallen, legen Zeugnis ab von den Wundern, die in der Tiefe verborgen sind.

Die Sage bezeichnet uns auch den Ort, wo wir das versunkne Vineta zu suchen haben. In drei Armen strömt bekanntlich die Oder aus dem großen Wasserbecken des Haffs der Ostsee zu und bildet dadurch zwei große Inseln, Usedom und Wollin. Wer auf der westlichen dieser beiden Inseln, Usedom, an der waldumfümten Ostseeküste entlang wandert, trifft ungefähr in der Mitte der ganzen Küstenstrecke auf eine von herrlichem Laubwald bestandne Erhebung des Dünenrückens, die schroff nach dem Meere abfällt. Neuerdings ist der steile Abhang nach Möglichkeit gegen die den schönen Wald bedrohende, unterwühlende Tätigkeit der Fluten geschützt worden. Wer auf der Höhe dieses

sogenannten Streckelsberges steht und auf das Meer hinausblickt, erkennt in einiger Entfernung bei ruhiger See an der Färbung des Wassers und, bei niedrigem Wasserstand, auch an gewissen Brandungserscheinungen das Vorhandensein eines großen Riffs mit steinigem Grunde. Es ist das alte „Damerower Riff“, heute auch oft „Vinetariff“ genannt, denn hier soll die alte, berühmte Handelsstadt gestanden haben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Überlieferung von der untergegangenen Stadt, die ein uraltes Handelsemporium an der Ostsee gewesen sein sollte, auch den Historiker beschäftigen mußte. Über die Frage, ob es wirklich ein Vineta gegeben habe, sind zahlreiche und scharfsinnige Untersuchungen angestellt worden, aber es ist wenig davon in weitere Kreise gedrungen. So kommt es wohl, daß die meisten, die Auskunft über den geschichtlichen Untergrund der anziehenden Sage suchen, recht unbefriedigende Antworten erhalten. Am bequemsten machen es sich die Erklärer, die einfach behaupten, Vineta sei nichts anderes gewesen als die heutige Stadt Wollin, die zur Wendenzeit eine angesehenere Handelsstadt war und später schnell ihre Bedeutung einbüßte; alles andere sei sagenhafte Ausschmückung. Andern Erklärern schlug doch wohl das Gewissen bei der Vorstellung, daß eine gar nicht am Meere gelegene Stadt durch die Sage zu einem Seehandelsplatz umgestaltet und im Meere versunken sein sollte, obwohl sie noch heute als freundliches, kleines Provinzstädtchen ganz vergnügt und wohlbehalten auf festem Grunde steht. Sie fanden die Lösung darin, daß es zwei wendische Handelsstädte gegeben habe, Julin und Vineta. Die eine sei das heutige Wollin, die andre sei eben verschwunden, und es sei schon möglich, daß sie den Meereswogen zum Opfer gefallen sei. Rechte Klarheit schaffen diese Deutungen nicht, und merkwürdigerweise scheinen sie auch auf andre Erklärungsversuche abgefärbt zu haben, die sich auf die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen genauer stützen, denn auch in diesen finden sich auffallende Unklarheiten und Verwechslungen.

Und doch gibt es eine wissenschaftliche Arbeit, die das Rätsel von Vineta, soweit seine geschichtlichen Grundlagen in Betracht kommen, so gut wie einwandfrei löst. Dabei ist diese Arbeit schon etwa siebenzig Jahre alt. Ich meine die ausgezeichnete Darstellung des Greifswalder Historikers Friedrich Wilhelm Barthold in seiner Geschichte von Pommern und Rügen. Wenn Barthold damals nicht recht durchdrang, so ist es wohl erklärlich. Die nüchterne, kritische Schärfe des Forschers erweckte in jener der Romantik geneigten Zeit den leidenschaftlichen Widerspruch derer, die an den überlieferten Vorstellungen mit ganzem Herzen hingen und sich den vermeintlichen historischen Kern der heimischen Sagenwelt nicht rauben lassen wollten. Durch den künstlichen Nebel, der durch den damaligen Streit um die Frage wiederum über das Vineta-Problem ausgebreitet worden ist, sind dann auch die folgenden Generationen etwas beirrt worden. Die Untersuchungen Bartholds sind aber so sehr im Geiste der modernen Geschichtsforschung gehalten, daß es sich wohl verlohnt,

daran zu erinnern. Denn bei der Reichhaltigkeit der historischen Literatur von heute wird der Kreis derer, die sich noch aus einem alten Spezialwerk, wie Bartholds pommerscher Geschichte, unmittelbar unterrichten, verhältnismäßig beschränkt sein. Gerade die Darstellung der Vinetafrage verdient aber auch eine Beachtung weiterer Kreise, weil wir dabei die überraschende Entdeckung machen, daß wir die Entstehung dieser Sage, sozusagen, an der Hand geschichtlicher Dokumente verfolgen und kontrollieren können — ein Fall, der sich sonst wohl nicht leicht finden wird. So gewinnt die Sache eine allgemeine Bedeutung für die Sagenforschung.

Allerdings läuft dabei eine gewisse Einseitigkeit unter. Man darf die Frage nicht ausschließlich vom Standpunkte des kritischen Urkundenforschers betrachten. So einfach entwickelt sich eine Sage niemals, daß sie aus der willkürlichen Ausschmückung geschichtlicher Vorgänge allein hervorzüchse. Vielmehr bewegt sich diese ausschmückende und umgestaltende Tendenz in ganz bestimmten Vorstellungsbahnen, die ohne geschichtliche Unterlagen lediglich durch die dichtende Volkspantomie geschaffen worden sind. Erst aus dieser Durchdringung geschichtlicher Überlieferungen mit Gebilden der reinen, schöpferischen Volkspantomie entsteht die echte Sage. Nur so wird man auch die Vinetafrage verstehen können.

Der grübelnde Verstand des schlichten, einfachen Menschen kann es nicht fassen, daß auch das Elend und die Unvollkommenheit der Welt aus der Hand eines göttigen Schöpfers hervorgegangen sein soll. Nur eine Möglichkeit scheint die Erklärung zu geben: der Schöpfer hat alles gut geschaffen, aber Borwitz, Übermut und Ungehorsam der Menschenkinder haben das Unheil als Strafe des Himmels herbeigeführt. Das ist die Vorstellung von dem verlorenen Paradiese, von dem dahingeschwundenen goldenen Zeitalter. Tief senkte sich diese Vorstellung in die Seelen der kämpfenden und leidenden Menschheit unter den verschiedensten Himmelsstrichen und in den verschiedensten Zeiten. Sie verbreitete sich als beherrschendes Moment auf einen weiten Gedankenkreis, der für das Übel dieser Welt und die zerstörenden Gewalten in der Natur eine Erklärung und einen Trost suchte und beides in dem Walten einer höhern Gerechtigkeit fand, die in der Vernichtung einstiger Herrlichkeit den Übermut leichtfertig genossenen Glücks strafe. Wo sich der Mensch ohnmächtig den Schrecknissen mächtiger Naturkräfte gegenüber sah, da schuf seine Phantasie dichtend die Motive für den göttlichen Zorn und wob auf diesem Wege eine sittliche Idee hinein, die nicht selten zu einer gewaltigen Tragödie erwuchs. Es war gewiß ursprünglich nur ein fecker Scherz, der einer in Schnee und Eis in schauriger Einsamkeit starrenden Bergmasse mitten im Berner Hochgebirge den Namen Blümelisalp schuf. Aber die dichtende Volkspantomie bemächtigte sich des Wortes, das einen ihrer Lieblingsgedanken anregte, und nun zauberte sie die Eiszüste in einen ehemaligen Blumengarten um, der voll Glanz und Reichtum war, bis ein schwerer Frevel den Fluch des Himmels

auf die Stätte herabzog. Das ist eben ein immer wiederkehrendes Motiv unsrer Sagenwelt, wo immer nur das Walten der Natur den Anlaß dazu bot. So gaben die Erscheinungen der eigentümlichen Hochmoore in der Rhön, der Kraterseen in der Eifel und ähnliches den Anstoß zu den vielen und mannigfaltigen Erzählungen von versunkenen Dörfern, und so haben auch die Meeresküsten ihre Sagen von ganzen Ortschaften, die der Flut zum Opfer fielen. Und wirklich reißt bekanntlich die Ostsee jahraus jahrein ein Stück von unsrer Küste ab. Wenn sich heute ein fremder Besucher über die mehrfachen Gürtel von sandigen Untiefen wundert, die unsre heimische Ostseeküste fast überall begleiten, dann pflegen alte Fischer gern zu erzählen, wie zu ihrer Großväter Zeiten die Leute an denselben Stellen, wo jetzt das Meer flutet, auf festen Wegen von einem Küstenort zum andern mit Wagen fuhren. Das bekannteste Zeugnis für diese zerstörende Tätigkeit des Meeres ist das Kirchdorf Hof an der hinterpommerschen Küste. Einst lag die Kirche von Hof inmitten des auf sicherem Grunde stehenden Dorfes. Aber näher und näher rückte das Meer heran, ein Stück nach dem andern der lehmigen Steilküste stürzte und rutschte hinab, dann stand die Kirche einsam am steil abfallenden Rande, für den gottesdienstlichen Gebrauch mußte sie geschlossen werden, bald ist sie ganz dem Untergange geweiht. Nur noch kurze Zeit, und ihre zerfallenden Trümmer werden krachend hinabstürzen in die gierige Flut.

Es bedarf also keiner besondern Erklärung, daß die Phantasie der Küstenbewohner der Ostsee erfüllt ist von der Vorstellung verschwundner Ortschaften, die das Meer einst hinweggespült hat. Die Sandriffe werden ihnen zu ehemaligen Landstraßen längs der Küste, die Häufungen von Wanderblöcken, die sich in den Riffen stellenweise finden, zu Resten alter Gebäude und Stadtmauern. Und von diesen Anfängen aus spinnt die Phantasie ihren Faden weiter und erzählt von dem göttlichen Strafgericht, das hereinbrach, als das alles noch festes Land war. Dann klingen wohl dem Erzähler an stillen Abenden dumpfe, feierliche Töne aus dem Meer entgegen, wie ferne, gedämpfte Orgel- und Glockenklänge — die Stimmen versunkner Kirchen! Es sind geheimnisvolle Klänge, wie man sie gelegentlich wohl überall hört, wo ein eintöniges Rauschen im Wald oder im Meer unter dem Einfluß gewisser Luftbewegungen sich zu langen, regelmäßigen Schwingungen ordnet, die den gewohnten Klang in tiefen, harmonischen Untertönen begleiten. Auch das Festland kennt den Glockenton der verzauberten Kirche, der den Wald durchklingt und die Seele mit wunderbarer Sehnsucht erfüllt.

Wir sehen also, wie sich an der pommerschen Küste die Sage von der versunkenen Stadt in einer Form entwickeln konnte, die schon alle Hauptmotive der Dichtung enthält. Woher aber der Name „Vineta“ und alle die konkreten, an historische Vorgänge erinnernden Züge, mit denen die Sage sonst noch ausgestattet ist? Hier verlassen wir zunächst ganz das Gebiet der Sage; die nüchternere Geschichtsforschung tritt in ihr Recht.

## 2

Zuerſt drängt ſich die Frage auf: Hat etwa in vorhiſtoriſcher Zeit — und das bedeutet für die hier in Betracht kommenden Gegenden: vor dem zehnten Jahrhundertſ unſrer Zeitrechnung — an der Oſtſeeküſte wirklich ein größeres Handelsemporium beſtanden? Dieſe Frage kann nur dahin beantwortet werden, daß es zum mindeſten außerordentlich unwahrſcheinlich iſt. Denn wir wiſſen heute, daß von der Oſtſee alte Handelswege in die Länder griechiſcher Zunge und nach dem Schwarzen Meere führten, und wir ſehen aus den alten Schriftſtellern, daß die Griechen — und natürlich auch die Römer — durchaus nicht ohne Kenntnis von den Völkern an den baltiſchen Geſtaden waren. Und da ſollte nichts davon erwähnt oder überliefert ſein, daß im Gebiet dieſer noch wenig von der Kultur berührten, einfachen Tauschhandel treibenden Völkſchaften ein großer Handelsplatz, eine wirkliche Stadt lag? Das iſt ganz unglaublich. Wir können alſo annehmen, daß keine der Anſiedlungen im Oſtſeegebiet über den Durchſchnitt hervorragte, der durch die beſcheidne Kultur der wendiſchen Völker und die Unfertigkeit ihrer ſozialen Einrichtungen gegeben war. Auch die Nordgermanen auf der andern Seite der Oſtſee hatten den Wikingergeiſt der alten Zeiten noch nicht in feſte, ſtaatliche Formen gebannt. In Frieden oder Fehde haſteten zahlreiche kleine Könige mit ihren Stämmen auf den dänischen Inſeln und in Südschweden nebeneinander. Gelegentlich hatten zwar einzelne dieſer Könige eine größere Macht erworben und ihre Mitkönige unterworfen oder vertrieben. So geſchah es, als der jütische König Göttrik ſeine Herrſchaft über die dänischen Inſeln ausdehnte, den Sachſen in ihrem Kampfe gegen Karl den Großen einen Rückhalt gewährt hatte und deſhalb von dem mächtigen Beherrſcher des Frankenreichs bekriegt wurde. In dem Maße als die Bedrohung des heidniſchen germaniſchen Nordens durch das Frankenreich aufhörte, ſchwand auch wieder das Bedürfnis der dänischen Stämme nach ſtaatlicher Einigung, um erſt aufs neue zu erwachen, als das kraftvolle Geſchlecht der Sachſenherzöge die deutſche Königskrone trug und die öſtliche Hälfte des alten Frankenreichs zu einer neuen Machthöhe emporführte. So erſcheint erſt ein Zeitgenoſſe Heinrichs des Erſten und Ottos des Großen, der ſeeländiſche Häuptling Gorm der Alte, als Begründer einer dauernden Vereinigung der dänischen Stämme und als der erſte in einer nun ununterbrochenen Reihe von dänischen Königen.

Ein wenig ſpäter, aber unter der Einwirkung derſelben Urfachen, finden wir eine ähnliche Entwicklung auch bei den ſlawiſchen Nachbarn des deutſchen Reichs, die ſich gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts erſt zu ſehr beſcheidenen Anfängen politiſcher Organifiſation hindurchgearbeitet hatten. Das junge deutſche Reich rechte eben damals ganz gewaltig die Glieder. Die von Karl dem Großen angeregte Idee der politiſchen und nationalen Ausbreitung im Namen des Chriſtentums hatte, nachdem Heinrich der Erſte die Slawen öſtlich von Elbe und Saale gezüchtigt und die ſächſiſch-thüringiſchen Marken

angelegt hatte, durch die Verknüpfung des Imperiums mit der deutschen Krone unter Otto dem Großen einen neuen Impuls erhalten. Die Tätigkeit des gewaltigen Herzogs Gero bedrohte das Slawentum auf das schwerste. Unter dem Eindrucke dieser Gefahr ballten sich die Massen der slawischen Bevölkerung östlich von der Oder bis zur Weichsel hin zu einer politischen Einheit zusammen, indem sie den Fürsten Mscislaw als ihren Führer und Herrn anerkannten. Das ist der Anfang des polnischen Reichs.

Es ist ein alter, auch heute noch immer wiederholter Irrtum, daß die Polen von Hause aus eine besondere Völkerschaft innerhalb der Masse der Westslawen gewesen seien. Die Westslawen hatten ursprünglich eine sehr lose gefügte Gauverfassung, die allerdings durch die Zusammenfassung verschiedener Gauverbände in größeren Landesbezirken zu gemeinsamer Besiedlung und Verteidigung — meist, was für die fischereitreibenden Slawen bezeichnend ist, nach Flußgebieten benannt — die Abgrenzung nach kleinen Volksgemeinschaften kannte. Namen und Einteilung dieser „Stämme“ und der von ihnen zeitweise geschlossenen größeren Verbände wechseln jedoch öfter, und die allmählich entstehenden mundartlichen Unterschiede in der Sprache der verschiedenen Gegenden sind so unbedeutend, daß man an Unterschiede wirklicher Volksstämme von irgendwelcher Eigenart und innerem Zusammenhang innerhalb der westslawischen Bevölkerungsmasse nicht denken darf — vielleicht mit Ausnahme von Böhmen und Mähren, wo sich frühzeitig in einem geographisch abgeschlossenen Gebiete nationale Fürstentümer gebildet hatten. Man bezeichnete nur gewisse Gruppen dieser Bevölkerung nach der geographischen Eigentümlichkeit des von ihnen bewohnten Gebiets, unterschied daher ganz allgemein die „Küstenbewohner“ als pomorane (Pommern) von den Binnenländern, und unter diesen wieder die „Polen“ (polane oder polacy = Ebenbewohner, Unterländer, von pole = Feld, Ebne) von den ursprünglich in Oberungarn wohnenden „Horwaten“ (horowat = Bergbewohner, Oberländer von hora = Berg), deren Hauptmasse durch den Einbruch der Awaren abgesprengt und nach Süden gedrängt wurde, wo sie als Chrowaten (Kroaten) noch heute wohnen.

Diese Feststellung war notwendig zum Verständnis der Tatsache, daß in dem Streben des Fürsten Mscislaw, möglichst alle Westslawen unter seiner Herrschaft zu sammeln, keineswegs die Eroberungslust eines Stammfürsten zu sehen ist, der über sein angestammtes Herrschaftsgebiet hinausgreift, sondern eine aus der gegebenen Lage unmittelbar folgende Aufgabe. Beim Vordringen nach Westen mußte der Polenfürst sehr bald erkennen, daß sein Bemühen vergeblich war. Er unterlag im Kampfe mit Gero. Das Opfer, zu dem sich die trotzigen Dänen nicht so leicht entschlossen, brachte der geschmeidige Slawenfürst in raschem Erfassen der Lage sofort; er wurde deutscher Reichsfürst und Christ und brachte dadurch die Bewegung der Deutschen nach Osten zum Stillstand. Um so mehr lag ihm nun daran, die Ostseeküste zu gewinnen, aber gerade hier lebte der Unabhängigkeitsfönn der slawischen Stämme noch ganz

ungebrochen, und von einer neuen Religion wollte man vollends nichts wiſſen. So begnügte ſich der weitsichtige und verſchlagne Polenherzog einſtweilen damit, durch friedliche Beziehungen an der Oſtſee Einfluß zu gewinnen und den Dänen, die durch gemeinſame Feindschaft gegen die deutſche Macht mit ihm die gleichen Interereſſen hatten, die Hand zu reichen. Die Dänen ihrerſeits erkannten die Notwendigkeit, möglichſt bald auf der Südſeite der Oſtſee feſten Fuß zu faſſen.

Dieſen Umſtänden nun verdankt der Handelsplatz Zulin ſeine erſte Blüte. Miecislaw mußte nämlich zur Erreichung ſeiner Zwecke bemüht ſein, dem polniſchen Binnenlande zwiſchen Oder und Weichſel eine günſtige Gelegenheit zum Abſatz der Landesprodukte an der Oſtſeeküſte zu verſchaffen, ferner aber einen vielbenutzten Handelsweg durch das von ihm beherrſchte Land zu leiten. Für die aufſtrebende ruſſiſche Macht in Kiew kam dieſer Wuñſch ſehr gelegen. Die Ruſſen konnten auf dem Wege über Polen nun auch mit Dänemark in Handelsverbindung treten. Polen ſelbſt aber konnte ſeine eignen Erzeugniſſe, Pelzwerk, Honig, geſalzne Fiſche auf dieſem Weg an die Küſte bringen. Wo mußte nun der Endpunkt dieſes Handelswegs liegen, der beſonders auf den Verkehr mit Dänemark berechnet war? Natürlich nicht an der von Dänemark zu entlegnen, durch die Nachbarschaft der Preußen gefährdeten Weichſelmündung, ſondern an der Odermündung. Von den drei Armen, in denen die Oder dem Haſſ entſtrömt, kam der weſtliche, die Peene, deren Hinterland ſchon unter ſächſiſchem Einfluß ſtand, für Polen nicht in Betracht. Der mittlere, die Swine, war nicht ſo unmittelbar und bequem von Oſten her zu erreichen, auch in jener Blütezeit der Seeräuberei zu wenig gegen das offne Meer hin geſichert. Der öſtliche, die Dievenow, war auf dem Wege von Polen her der nächſte Oderarm; er war in ſeinem obern Teile ſchmal und beſaß eine verſandete Mündung. Wenn man an einer ſchmalen Stelle die Dievenow überſchritt und ſich drüben feſtſetzte, konnte man nach Bedarf auch die Mündung der Swine leicht erreichen, war zugleich gegen das Meer hin leidlich geſichert und hatte doch den bequemen Waſſerweg ſtromaufwärts frei. Hier alſo mußte der Handelsplatz liegen, den man brauchte. Es iſt genau die Stelle, auf der heute das Städtchen Wollin liegt, das alte Zulin, wie es damals genannt wurde.

Zulin hob ſich durch die neuen Handelsbeziehungen zu beträchtlicher Blüte. Daß der Verkehr mit Rußland und dem fernen Südöſten Europas nicht nur auf einer Sage beruht, beweifen die zahlreichen Funde arabiſcher Münzen in der Umgebung von Wollin. Dieſe Münzen ſtammen ſämtlich aus dem zehnten und elften Jahrhundert; ſie waren in jener Zeit nicht nur im mohammedaniſchen Orient, ſondern auch in Kiew ein beliebtes Zahlungsmittel. Man darf wohl der Überlieferung glauben, daß Zulin damals an Umfang die meiſten Städte des ſlawiſchen Landes zwiſchen Elbe und Bug übertraf, und daß dort ein reges Leben und Treiben herrſchte. Den Zulinern wird nachgerühmt, daß

sie durch gastfreundliches und entgegenkommendes Verhalten den Fremden den Aufenthalt in ihrer Stadt angenehm machten, wie es nicht nur ihrem Vorteil, sondern auch slawischer Art und Sitte entsprach. Freilich darf man nicht vergessen, daß diese glänzenden Schilderungen nur relativen Wert haben. Zulin zeichnete sich gewiß durch viele Vorzüge vor andern Städten des slawischen Ostens aus und mußte dadurch in seiner nähern und fernern Umgebung vorteilhaft auffallen, aber von Pracht und Üppigkeit nach dem Maßstabe einer höhern Kultur kann wohl schwerlich die Rede sein. Es war doch nur ein sehr bescheidner Glanz, der von dort ausstrahlte. In einem Punkt übrigens ließen die fremdenfreundlichen Zuliner nicht mit sich reden: sie duldeten kein öffentliches Bekenntnis des Christentums. Instinktiv ahnten sie, daß ihrer Unabhängigkeit ernste Gefahr drohe, sobald sie der von den Deutschen und Polen bekannten Religion irgendwelchen Einfluß gewährten. Und ihr Unabhängigkeitsinn und Selbstbewußtsein war groß; zweifellos ging ihr Ehrgeiz dahin, Polen gegenüber dieselbe Rolle zu spielen wie in Rußland Pleskau (Pskow) und Großnaugard (Nowgorod). Diesem Ziel näher zu kommen, fand sich bald eine Gelegenheit. Um sie zu verstehn, müssen wir uns wieder den dänischen Verhältnissen zuwenden.



## Die Winterausstellung der Akademie der Künste in Berlin



uch auf dem Gebiete der bildenden Künste ist eine Blockpolitik wohl durchzuführen. Die Berufungen von Tuailon, Messel und Bruno Paul in staatliche Ämter, die Ernennungen von Leistikow und Max Kruse zu Professoren beweisen, daß die Regierung die besten Absichten hat, die alten Gegensätze, verschärft mehr durch ungeschickte Federn als durch die Tätigkeit der Künstler selbst, zu überbrücken. Sezessionisten werden zu Akademikern, und in der Akademie wird den Führern der Sezession Gastfreundschaft gewährt. Arthur Kampf, der neue Präsident der Akademie der Künste, scheint seine ganze unverbrauchte Kraft in den Dienst solcher Versöhnungsgedanken stellen zu wollen; vor allem aber kommt es ihm darauf an, dem seiner Leitung unterstellten etwas schläfrig gewordenen Institut die Bedeutung zurückzuerobern, die ihm bei seiner Begründung zugehört war. So holte er denn die besten Männer des linken Flügels der zeitgenössischen Kunst heran, die zweite Ausstellung der Akademie in ihren neuen Räumen am Pariser Platz farbiger und möglichst umfassend zu gestalten. In den Sälen hängen also jetzt Werke von Liebermann, Stuck und L. von Hofmann friedlich neben solchen von